

201 Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Der Notar Lorie aus Chambéry — ein kleiner runder Mann mit hastigen Bewegungen und bäuerischen Manieren, schilderte lebhaft die Szene, als der General in sein Bureau gekommen war, um sein Testament niederzulegen. Er hatte es selbständig verfaßt und wollte seinen Notar nachträglich wegen der Formeln befragen. Er zog ein gelbes Kubert aus der Tasche und entnahm diesem einen Bogen Stempelpapier, das mit seinen großen Schriftzügen bedeckt war.

Er las das ganze Testament vor, ohne jedoch die Namen der Personen anzugeben. Nach jedem Artikel fragte er mich: „Ist es formell richtig, Herr Notar?“ Ich antwortete: „Vollständig korrekt, Herr General.“ Als er zu Ende war, legte er es in das gelbe Kubert zurück, versiegelte es mit rotem Siegel, den ich ihm gab und benutzte dazu einen Petschaft mit seinem Wappen, den er an der Uhrkette trug. Er war ganz zufrieden, als er die Sache hinter sich hatte und sagte mir: „Man fühlt sich viel leichter, wenn man seine Angelegenheiten geordnet hat. Schon lange wollte ich das schwarz auf weiß haben. Aber Schreiben ist nicht mein Fall. Jedesmal, wenn ich die Feder in die Hand nahm, sagte ich mir: Nein, ich habe doch noch Zeit, morgen ist auch ein Tag. Aber gestern Abend dachte ich, nun muß ich Schluß machen. Jetzt habe ich es hinter mir, Gott sei Dank. Ich atme auf. Jetzt kann zum Abmarsch geblasen werden.“

Brevine fragte den Notar, ob Herr de Bellise ihm etwas von den Schwindelfällen erzählt hätte. Er erinnerte sich zwar, aber es gelang dem Verteidiger nicht, von dem Zeugen herauszubekommen, daß eine Beziehung zwischen dem „Signal“ und dem endlichen Niederschreiben des Testaments bestand. Trotz des gewaltigen Wortschwallers, mit dem der Notar sich ausdrückte, war er doch sehr vorsichtig. „Ein gut gewarnter Mann ist doppelt behutlos“ oder etwas ähnliches hatte der General zu ihm gesagt. Das war wenig, und es war alles.

Vier oder fünf nebenfällige Zeugen gaben noch Einzelheiten an, deren Bedeutung niemand verstand. Das Publikum hörte nicht mehr zu. Selbst der Gerichtshof war zerstreut. Moriara zeichnete Püppchen auf. Herr Perron blickte sehr oft zu der Baronin Kabry hinüber, die mit ihrem Fächer spielte. Endlich rief der Gerichtsdiener Herrn d'Entraque auf, und sofort horchte alles interessiert.

Mit lebhaftem Blick und ungeniert trat Herr d'Entraque vor. Er trug ein schwarzes Jackett, dunkelgraue Beinkleider, eine graue Krawatte mit weißen Punkten und hielt hellgraue, schwedische Handschuhe in der Hand. Seine ganze Persönlichkeit machte den Eindruck eines Mannes, der sich gern amüsiert, den Sport liebt und sich mit allen seinen Kräften gegen das Alter wehrt. Er verbeugte sich, sagte in leichtem Ton Namen und Vornamen und gestand lächelnd sein Alter und leistete den Eid mit einer Selbstverständlichkeit, die dem Akt das Feierliche nahm.

„Machen Sie Ihre Aussage,“ sagte Herr Motiers de Fraisse.

D'Entraque sah Vermantes eine Sekunde an. Ihre Blide kreuzten sich. Ohne zu zögern oder zu stocken, begann er mit klarer Stimme die Schilderung der Jagdpartie zu machen. Seine kurzen korrekten Sätze flossen wie klares Wasser dahin, seine Erzählung stimmte in jedem Punkt mit der Aussage in der Anklage überein. Seine farbige Schilderung der Vorgänge gab dem Bericht den Ausdruck oder den Schein von Wirklichkeit. Als er geendet hatte, sah er dem Angeklagten gerade in das Gesicht, und in seinen Augen blühte eine kleine Flamme. Vermantes ertrug den Blick mit einem gequälten, ohnmächtigen, resignierten Ausdruck, den alle bemerkten und jeder sich nach seiner Auffassung erklären konnte.

„Vermantes!“ rief der Präsident. „Sie haben die Erzählung gehört, was sagen Sie dazu?“

Ohne Born, mit so ruhiger, fester, sicherer Stimme, daß sie einen Schauer im Auditorium hervorrief, antwortete dieser:

„Die Erzählung ist vom Anfang bis zum Ende unwahr!“ D'Entraque kaute an seinem Schnurrbart, zuckte leicht die Achseln, würdigte ihn keiner Antwort und begann mit der linken Hand, in der er einen Handschuh hielt, auf die rechte zu schlagen.

„Der Angeklagte bestreitet Ihre Aussage. Also müssen wir die Hauptpunkte noch einmal durchnehmen. Ohne es zu wissen, führen Sie in demselben Zuge wie Vermantes nach St. Germain. Er saß in einem anderen Abteil, und Sie waren ihm vor der Abfahrt nicht auf dem Bahnsteig begegnet. Waren noch andere Eingeladene in demselben Zuge, die Sie auch nicht gesehen hatten?“

„Verzeihung, Herr Präsident, ich bin mit dem Grafen d'Erstfeld zusammen gefahren.“

„In St. Germain erwartete Sie der General auf dem Bahnhof. Verschiedene von seinen Gästen, die aus anderen Teilen der Provinz kamen, waren schon da. Sie fuhren im Wagen zur Jagd, aber nicht mit Vermantes zusammen. Bis dahin sind Sie sich einig. Jetzt beginnen die Meinungsverschiedenheiten: Man verteilt die Plätze, und Sie behaupten, Sie hätten, als der General erklärte, im Rückwechsel jagen zu wollen, zu Vermantes gesagt: „Das muß man nicht zulassen, das geht in seinem Alter nicht mehr.“ Worauf Ihnen der Herr Vermantes geantwortet hätte: „Ach was, der General ist fest, der wird uns noch alle begraben.“ Vermantes behauptet, daß diese Äußerungen gar nicht gefallen sind.“

„Sie sind gefallen.“

„Nein!“ sagte Vermantes.

„Sie behaupten, daß der Zeuge den ganzen Dialog erfinden hat.“

„Ich behaupte es nicht, ich sage, wie es ist.“

„Und Sie beharren auf Ihrer Erklärung, Herr d'Entraque?“

„Natürlich!“

„Die Herren Geschworenen werden darüber entscheiden.“ Wie ein Urteil fällt diese Formel immer von dem hohen Richterstuhl herab. Sie ist neutral. Sie enthält keine vorgefaßte Meinung. Der strengste Senior gerichtlicher Sitten wüßte nichts daran zu verbessern. Der kurze Satz stellte eine Tatsache dar: die Souveränität der Geschworenen, die bei jeder Gelegenheit angerufen wird. Trotzdem weist sie klar darauf hin, daß man sich kaum eine Frage zu stellen hat, denn zwischen der Aussage des Zeugen und der des Angeklagten wählt man nicht lange. Der letztere denkt nur daran seinen Kopf zu retten. Er ist wie ein Ertrinkender, dessen Hände sich an einen Strohhalm klammern. Er versichert oder leugnet, wie es der Vorteil seiner Angelegenheit erheischt. Aber der Zeuge ist uninteressiert, frei, handelt in gutem Glauben, ist ein Ehrenmann oder hat diesen Ruf, denn er ist durch seinen Eid gedeckt und flößt niemand Zweifel ein. Daß es vorkommen kann, daß der Zeuge einen Meineid leistet und der Angeklagte die Wahrheit sagt, ist eine unwahrscheinliche Ausnahme, deren Hypothese von vornherein ausscheidet. Diesen unvorhergesehenen Fall ausgenommen, wird der Angeklagte immer für einen Lügner, der Zeuge für glaubwürdig gehalten:

„Die Herren Geschworenen werden darüber entscheiden.“

„Weiter,“ fuhr Herr Motiers de Fraisse fort, „die Plätze waren verteilt. Herr d'Entraque besteht darauf, daß Vermantes seinen Platz selber an der Ecke der Allee wählte.“

„Der General hat ihn mir angewiesen,“ sagte Vermantes.

Wir werden sehen, was die anderen Zeugen ausfagen. In diesem Augenblick kündete einer der Aufseher die mögliche Gegenwart eines Rudels Damirische an. Jemand fragt, ob die Jäger mit Laduna versehen sind. Herr Noirmont hat sechs Rehposten, die er unter seine Freunde verteilt. Vermantes erklärt, daß er drei Kugeln habe und gibt eine davon Herrn d'Entraque, zwei behält er für sich. Diese Dinge sind soeben gesagt worden. Man verteilt sich. Der General wendet sich nach der westlichen Allee. Nach Ihrer Aussage, Herr d'Entraque, war jetzt gerade der Moment, in dem Vermantes die Ladung seines

Inken Laufes wechselte, als der General sich entfernte. Nicht wahr, das versicherten Sie?“

„Ja, Herr Präsident!“

„Der Angeklagte besteht darauf, daß er diesen Tausch später, als er „Gallo“ rufen hörte, vornahm. Vermantes?“

„Weshalb sollte ich denn lügen? Ich habe gesagt, daß ich mich manchmal damit amüßte, nach kleinem Wild scharf zu schießen. An jenem Tage bewahrte ich mir zwei Ladungen für den Damhirsch auf. Ich hatte keinen Grund, diese Vorsichtsmaßregel vorher zu treffen.“

„Dedoch, die Aussage des Zeugen, der in dieser Angelegenheit kein Interesse hat, ist sehr klar. Sind Sie sicher, Herr d'Entraque, daß Sie Ihr Gedächtnis nicht täuscht?“

„Vollkommen sicher!“

Der Präsident wendet sich Vermantes zu, der auf den Blick antwortete.

„Ich kann nichts anderes sagen, als was wahr ist!“

„Man muß zwischen den beiden Aussagen wählen, und das ist nicht meine Sache. Wollen die Herren Geschworenen sich jetzt vorstellen, was vorgeht. Das gehekte Rudel flieht, und die Kuh verschwindet mit den Spießkern in östlicher Richtung. Der Hirsch kommt von Westen quer durch das Gebüsch. Herr d'Entraque verfehlt ihn. Am Augenblick, wo er vor der Flinte des Herrn d'Entraque vorbeistürzt, hört dieser ein verdächtiges Geräusch und schießt aus Vorsicht nicht. Haben Sie das Geräusch nicht gehört, Vermantes?“

„Nein! Und ich glaube —“ er hielt eine Sekunde inne, als ob er die Worte zurückdrängen müsse, die ihm wider Willen auf die Lippen kamen — „daß Herr d'Entraque auch nichts gehört hat.“

Brévine wendete sich seinem Mandanten zu. Er sah um dessen Mund ein stolzes, verzweifeltes Lächeln. Und er hat die Empfindung, daß Vermantes seinen Gegner durch ein Wort vernichten kann, das er nicht sagen will, ein Wort, von dem sein Ankläger weiß, daß er es nicht aussprechen wird. Aber Herr Motiers de Kraisse setzte das Verhör schon fort:

„Warum glauben Sie das? Wollen Sie es nicht sagen? Sie haben unrecht! In Ihrem Interesse müssen Sie sich klarer ausdrücken. In Ihrem Interesse! Welche Gründe würde Herr d'Entraque haben, zu sagen, daß er ein verdächtiges Geräusch gehört hat, wenn er es nicht wahrgenommen hätte? Will er Ihnen denn schaden, oder wollen Sie ihn in Verdacht bringen?“

Vermantes schwieg: Die Verschwiegenheit schließt unsere Geheimnisse in unsere Seelen, wie ein Sicherheitschloß, zu dem nur wir allein den Schlüssel haben. Aber wenn man das so bewegliche Gesicht plötzlich wie erstarrt sah, die gesenkten Augenlider über den berediamen Augen, den Mund noch zitternd von dem, was er hätte sagen können, konnte man die gewaltige Anstrengung ermessen, die er machte, um sich selber zu vernichten. Denn sein Untergang war ihm durch das Schweigen sicherer, als durch ein unkluges Wort. Wer würde glauben, daß ein Angeklagter Worte, die ihn hätten retten können, nicht aussprechen werde? Seine Andeutung war nur eine Ausflucht gewesen. Er sagte nichts, weil er nichts zu sagen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sterben der Armen.

Von Charles Louis Philippe.

Man kann eigentlich nicht sagen, daß die Sache einen günstigen Anfang nahm, weil es sich um eine Krankheit handelte; doch wer hätte an der Art ihres ersten Auftretens vorherzusehen vermocht, daß sie so enden würde?

Mittags, als er zum Frühstück heimkam, machte Vater Turpin eine merkwürdige Entdeckung: Mutter Turpin saß auf einem Stuhle. Er fragte sie sofort:

„Bist Du denn krank, Alte?“

Offengestanden — sie wußte von nichts. Doch vor einer Stunde etwa, gerade als sie mit dem Fegen des Hauses fertig geworden war, hatte sie gemerkt, daß sie gar keine Lust mehr zur Arbeit hatte. Sie hatte zwar noch die Kartoffeln aufs Feuer gesetzt. Aber dann war sie in einen Stuhl gesunken und fand nicht die Energie, sich wieder zu erheben.

Sie aß nicht viel. Um ein Uhr, nach Beendigung seines Mahles, klappte Vater Turpin sein Messer zusammen, steckte es in die Tasche und ging zur Arbeit auf sein Feld. Als er abends

wiederkam, lag seine Frau zu Bett. Sie hatte ein Weischen auf ihrem Stuhl ausruhen wollen; aber, als es gerade vier schlug, schien es ihr, daß sie in ihrem Bette doch noch besser aufgehoben sei. Dieser Gedanke wollte ihr nicht aus dem Kopfe. Doch er stimmte sie verdrießlich.

— Wie wirst du mit dem Essen fertig werden?!

Die Frauen denken immer, sie seien unentbehrlich. Wie hatte er's denn vor zwölf Jahren gemacht, als sie auf acht Tage nach Moulins gegangen, damals als ihre Tochter niedergekommen war! Etwas später, als Vater Turpin sich zu Bett legen wollte, wurde seine Frau plötzlich anspruchsvoll. Sie sagte:

„Wenn es Dir nichts ausmacht, lege Dich doch hinten ins Bett. Ich möchte lieber vorn bleiben, um leichter atmen zu können.“

Man hatte so seine Gewohnheiten. Ihm war, als müsse er da hinten im Bett erlösen. Immerhin — später war es ihm eine Beruhigung, ihr noch diese Freude gemacht zu haben.

Am folgenden Morgen, beim Erwachen, erzählte sie, die sonst niemals träumte, daß sie einen merkwürdigen Traum gehabt habe: sie war ganz klein und ging in St. Gervais, ihrem Heimatsort, zur Schule. Untermwegs war sie einem alten Manne begegnet, mit einem großen Bart, der sie so stark geschlagen hatte, daß ihr noch jetzt die Rippen wehiaten. Dieser Traum war um so drolliger, als sie niemals während ihrer Kindheit einen Fuß in die Schule gesetzt hatte.

Sie erhob sich vormittags, weil sie nach reiflichem Erwägen zu der Ansicht kam, daß es ihr ein wenig besser ginge. Sie beschäftigte sich in ihrer Wirtschaft. Es kam jedoch ein Augenblick, wo sie bedauerte, das Bett verlassen zu haben. Sie stand noch aufrecht; plötzlich mußte sie sich fragen, ob sie nun vornüber oder rückwärts fallen würde. Sie lehnte sich gegen die Wand und frägte sich so gut wie möglich; doch bald mußte sie sich von neuem fragen, ob sie nicht seitwärts niederfielen.

Mit Hilfe eines Stuhles schleppte sie sich schließlich bis gegen zwei Uhr hin. Sie hatte das Frühstück noch herrichten können. Ihr Alter hatte sogar mit gutem Appetit gezeihen. In dieser Beziehung hatte sie also keinen Verdruß. Völlig angekleidet warf sie sich aufs Bett.

Vater Turpin bereute abends, nicht früher als gewöhnlich heimgekommen zu sein. Als er die Tür öffnete, hörte er eine Stimme ihn rufen:

„Kleiner Mann!“

Wie merkwürdig war das! Sie hatte ihn „Kleiner Mann“ in den beiden ersten Jahren ihrer Ehe genannt. Das lag lange zurück; fünfzig Jahre war es her. Dann hatte sie ihn Turpin gerufen, und seit vielleicht zwanzig Jahren nannte sie ihn Vater Turpin.

Er blickte ihr aufmerksam ins Gesicht und begriff plötzlich, daß das, was da jetzt vorging, etwas Ungewöhnliches war. Sie sah ja nicht gerade krank aus, nein, denn sie hatte gesunde Farben. Aber doch überraschte Vater Turpin etwas in ihrem Aussehen. Wie bei allen Frauen war gewöhnlich ihr Gesichtsausdruck ein besorgter. Man sahste, daß sie an ihre Wirtschaft dachte, an die Instandhaltung des Hauses, an all die Schwierigkeiten, die es zu überwinden gilt, wenn man mit seinem Gelde auskommen und sich im Kreise der rechtschaffenen Leute halten möchte. Doch heute abend waren ihre Züge schlaff, und irgend etwas an ihr verriet, daß sie sich um die tausend Kleinigkeiten des täglichen Lebens gar nicht mehr kümmerte.

Sie sagte:

„Kleiner Mann, ich bin recht krank.“

Er kam nicht aus dem Staunen heraus. Fünfundsechzig Jahre war er alt, und sie nannte ihn „Kleiner Mann“. War sie denn schwachjünger geworden? Er antwortete ihr, was man in solchen Fällen zu sagen pflegt:

„Du wirst Dich doch nicht gar ängstigen!“

Und es machte ihn glücklich, daß ihm gleich darauf ein guter Einfall kam. Er meinte:

„Erinnere Dich doch, wie es Dir in Deinen Wechseljahren ging. Fünf Tage lang mußtest Du zu Bett liegen. Du warst damals viel kränker als heute.“

Doch sie kam nicht wieder hoch. Was Vater Turpin am meisten überraschte, war, daß sie gar nicht an Aufstehen dachte, als die Zeit kam, das Essen aufzutragen. Sie äugerte sogar etwas recht Unheimliches. Nach langem Schweigen kam es heraus. Sie sagte:

„Kleiner Mann, ich fühle, daß ich sterben muß.“

Er schalt sie aus.

„Na, hör mal, Alte, was redest Du da für Unsinn!“

Immerhin mußte sie recht krank sein. Sie sprach kein Wort, ohne Zweifel, weil sie über ihre Krankheit nachdachte. Man soll die Leute sich nicht solchen Betrachtungen hingeben lassen. Um sie zu zerstreuen, erzählte er:

„Hör mal, Alte, weißt Du wohl, woran ich schon gedacht habe? Ich sage mir, daß es gestern und vorgestern geranet hat. Die Erde ist naß. Es ist schon besser, nicht noch acht Tage mit dem Kartoffelspflanzen zu warten.“

Sie sah ihn an. Er merkte wohl, daß sie jedes Wort verstanden hatte, aber sie antwortete ihm nicht. Was ging denn nur vor? Sie atmete mühsam. Zuerst glaubte er, daß sie tief Luft schöpfe, um ihm ausföhrlich erwidern zu können.

Nein, das war's nicht. Er wartete und wartete, doch nicht ein Wort kam aus ihrem Munde. Er begann also zu schwatzen, um sie auf diese Weise zum Reden zu bringen. Er sagte:

„Du antwortest ja gar nicht, Alte!“

Einen Augenblick lang fühlte er sich beruhigt. Sie atmete, so stark sie nur konnte. Ihre Brust hob sich, und er bemerkte sogar, daß sie mit ihren Hals- und Kinnbalmuskeln lebhaftere Anstrengungen machte. Mein Gott, Vater Turpin wußte sehr wohl, daß er nicht viel verstand. Aber er wußte doch ganz genau, daß die Krankheiten große Augen sind, die sich in irgendeinem Teile des Körpers festsetzen. Bei Mutter Turpin steckte sie sicherlich im Halse. Er rief ihr zu:

„Da, da sitzt sie! Versuch's, Du kannst sie runterfischen.“
Als sie nicht mehr atmete, beugte er sich zunächst über sie und sagte:

„Na, nun ist's ja so weit!“
Ja, sie war so weit! Doch was Vater Turpin sah, war so außerordentlich, daß er sie nicht allein anzublicken wagte. Er holte die Nachbarn, Mutter Lepentre, obgleich er sich sehr schlecht mit ihr stand und sie seit Jahren nicht angedeutet hatte — wegen irgendeiner Hühnergeschichte, die sie miteinander gehabt.

„Kommt doch mal! Ich weiß nicht, was meine Alte hat.“
Was Mutter Turpin hatte? Tot war sie. Mutter Lepentre sah das auf den ersten Blick.

Also so war er, der Tod! Ach — wenn er das gewußt hätte, wäre er schon eher zu Mutter Lepentre gefahren! Man schickte noch zu anderen Nachbarn. Vater Turpin sah jetzt nicht aufs Geld. Er wollte sogar, daß man den Arzt holte.

Der Begründer der belgischen Literatur.

Als vor mehr als vierzig Jahren Camille Lemonnier seine so fruchtbare und großartige schriftstellerische Tätigkeit begann, da gab es noch keine belgische Literatur; Belgien war in seinem Schrifttum eine Vorstadt von Paris. Nun, da der Meister sein reiches Leben geendet, läßt er eine blühende nationale Dichtung zurück, die von seinem Werk die wichtigsten Anregungen empfangen. Das feurige Bekennen der Jung-Belgier zum eigenen Wesen und zur eigenen Scholle, es war das Leitmotiv in der Lebensarbeit Lemonniers. Man hat ihn „den belgischen Zola“ genannt und dabei nicht beachtet, wie ganz original und selbständig seine Kunst war, trotz ihrer Verwandtschaft und ihrer gelegentlichen Nachahmung des französischen Naturalismus. Die aus der Verbindung blämischer und wallonischer Art entstandene belgische Nationalität, diese an Gegensätzen so reiche und doch so lebensvolle Mischung germanisch-romanischer Art, hat in dieses Dichters Schöpfungen einen unvergänglichen Spiegel ihrer Liebe und ihres Hasses erhalten; in dem Kampf der beiden Klassen, in dem abwechselnden Hervortreten beider Volksströmungen und in ihrer endlichen wunderbaren Verschmelzung vollzieht sich Lemonniers über eine fabelhafte Fülle von Werken unübersehbar ausgedehnte Entwicklung.

Zu seinen schönen, noch kurz vor seinem Ende veröffentlichten Lebenserinnerungen legt der Dichter Rechenschaft ab über die Mächte der Abtötung, die in ihm lebendig wurden. „Meine Säfte, meine Triebe haben von dem gallisch-romanischen Herzen meiner Ahnen ihre Nahrung gezogen: auch ein Tropfen italienischen Blutes war durch meine Ahnen Zanina in meine Adern gelangt. Ich bin in wechselnden Abschnitten halb der Bläme, halb der Wallone meiner Ahnenhaft gewesen.“ Blämisch ist die innige Gemütsstiefe, die visionäre Naturverankerung, die Freude am Kleinleben, die gleich in den ersten Arbeiten des jungen Schriftstellers sich zeigt; wallonisch das revolutionäre Pathos, die wilde, manchmal bis ins Maßlose gehende überschäumende Sinnlichkeit. In den zwei Künstlern, denen dieser seine Kunstlehre nahe verwandt war, in Constantin Reunier, dem ersten Schilderer des tragischen Heldentums des Arbeiters, und in Felicien Nops, dem Schilderer des dämonischen Weibes, sind die gleichen Gegensätze germanischer und romanischer Welt- und Menschengestaltung verkörpert. Ueber diesen beiden aber ist es noch ein dritter Meister der bildenden Kunst, dessen Wesensart in Wort und Schrift Lemonnier hat wieder aufleben lassen, Rubens, der große Genius der niederländischen Kultur, dem Lemonnier gleicht in der gesunden urweltlichen Sinnensfreude, in der bacchantischen Lust des Genießens und in der mächtigen Rhetorik. Nur einer hatte vorher in Belgien diesen besten Mächten der Vergangenheit Ausdruck verliehen, Charles de Coster, der Sänger des heute auch bei uns so viel gelieferten „Eulenspiegel“, aber sein Lied war verhallt, sein Name ist erst durch die Späteren bekannt gemacht worden. Lemonnier erst brach der belgischen Literatur die Bahn; er war der Führer der Jungen, und es ist bezeichnend, daß, wie sein größter Genosse Verbaeren erzählt, der Zusammenschluß der Bewegung auf einem Banquet geschah, das man vor einem Vierteljahrhundert Lemonnier zu Ehren veranstaltete, weil ihn feindliche Einflüsse um einen wohlverdienten Preis gebracht hatten.

Erinnerungen der Kinderzeit, echt germanische Vertiefung in die Märchenhaftigkeit des erwachenden Menschentums haben den später so rückichtslosen Naturalisten zum Poeten werden lassen. Für seine beiden blonden Mädchen schrieb er entzückende Kindergeschichten, bunte Märchen von guten Heiligen, Menschen und Tieren, von köstlichen Lektüren, wie sie in der Engelsküche des Märchens für artige Kleine gebadet werden. Echteste Schönheit lebt in diesen „goldunponnenen Legenden, darin die echt blämischen Symbole meiner Begierden und Sünden in Form von ehrsamem Männlein aus Kuchenteig und Marzipan für alle Zeiten bereivigt

waren“. Wilder und leidenschaftlicher wird freilich die Stimmung, als zum Blämischen das Wallonische tritt, als er seine ersten volkstümlichen Erzählungen, seine Geschichten in der ungezügigt-berben Manier des Pieter Breughel, seine ersten Romane schreibt, in denen er „wirklich mit Holzschuhen in der heimischen Erde unserer Bauern wadet.“ Noch als Angestellter bei der Verwaltung schreibt er während der Dienststunden hinter einem Ball von Alten Werke von chaotischer Gier, durchströmt von den Gluten wilder Erotik, die nie das Licht der Dessenlichkeit erblickt. Diese Sturm- und Drangzeit findet ihren Höhepunkt in den beiden Romanen, die ihm den ersten jungen Ruhm eintrugen, die das Lob Flauberts und Taines fanden: in „Le Malo“ (Der Mann) und „Le Mort“ (Der Tote). Der kraftvolle Naturalismus Lemonniers zeigt sich hier in seiner vollen Blüte.

„Le Malo“, die Geschichte der männlichen Bestie, des Wilddiebes, der im engsten Verein mit der großen Natur zum Raubtier wird, hat eben so enge Beziehungen zu Zolas „Bête humaine“ wie der Bergwerksroman „Happo-chair“ (der eiserne Moloch) zu Zolas „Germinal“. Aber über den stofflichen Nützlichkeiten darf man das Andersartige und Gegensätzliche nicht übersehen. Schon in dem 1870 aus den Eindrücken einer Pilgersfahrt nach Sedan entstandenen Werke „Les charniers“ (Das Beinhaus) trat eine viel klarere und nächtere Beobachtung, eine stärkere Charakterisierungskunst zutage, als sie Zolas stofflichem „Dbbäclo“ eigen ist. Was dem Pariser fehlte, das hat in der Kunst des Belgiers tausendfältige Frucht getragen: die Bodenständigkeit, die inbrünstige Liebe zur heimischen Scholle. Lemonnier ist nicht milde geworden, immer wieder die Herrlichkeiten seines Vaterlandes in Vergangenheit und Gegenwart, in Geschichte und Kunst zu schildern, sei es in wissenschaftlicher Darstellung, in den wunderbar geschriebenen Büchern „La Belgique“ (Belgien) und „La vie Belge“ („Das belgische Leben“), sei es in seinen Romanen. Wohl hat er sich gelegentlich in seinen vielen, vielen Büchern in Uebertreibungen und Maßlosigkeiten verloren, so in dem viel besprochenen Roman „Der Mensch in der Liebe“, der ihm einen Prozeß wegen Unsitlichkeit zuzog. Doch im ganzen tritt in den späteren Werken Lemonniers eine Vertiefung und Befehlung der üppigen Stoffmassen ein, die er vorher nur mit den Sinnen geschaut hatte. Die erstaunliche Fruchtbarkeit seiner Phantasie, die ihn an die 70 Werke schaffen ließ und die etwa durch folgende Stationen bezeichnet wird: 1899 das 50. Buch, 1906 das 60. Buch usw., führte zu seiner Erschlaffung seines Talents, sondern es war der beste Beweis für seine gewaltige Begabung, daß er immer stärker und freier, reiner und reifer wurde.

Diese Uns- und Einkehr erblickt ich zunächst in den Werken, die sich von der Schilderung der Gegenwart in eine ferne Urzeit, in eine primitive Welt flüchteten. Das sind Bücher wie „Adam et Eve“ und das letzte köstliche mit dem für Lemonnier so bezeichnenden Titel „Am frischen Herzen des Waldes“. In mythisch-phantastischen Profadichtungen werden wir da entweder in die gränste Vorzeit oder in die primitivsten Anfänge der Kultur geführt, und all diese Utopien und Robinsonaden sind ein hohes Lied auf die ewige Neinheit und Schönheit der ursprünglichen Natur, sind der Sehnsucht entsprossen, sich rein zu baden von den wilden Trieben der Kultur, zu den Urquellen des Lebens hinauszusteigen. Mit reinerem Aug' und klarerem Blick lehrt der Dichter von diesen Visionen einer paradiesischen Welt in die Wirklichkeit zurück, und so haben die Dichtungen, die er im zwanzigsten Jahrhundert geschaffen, zum Teil eine weiche, feine und zarte Stimmung, einen seelischen Duft, den er früher seinen Werken nicht zu geben wußte. „Lo bon amour“, die gute Liebe, die den Titel eines seiner Romane bildet, steigt: die über der sinnlichen Leidenschaft stehende, geistige Sympathie. Man kann wohl sagen, daß es das germanische Element in Lemonniers Individualität ist, das hier triumphiert. Diese große Begabung, deren üppigschwellende Farbenpracht, deren fruchtbarer Reichtum der Wilder sich wie eine Naturkraft in dem Stil seiner Dichtungen auslebt, bietet uns zugleich das Schauspiel einer freien Entfaltung und höheren Entwicklung. Daß eine Gesamtausgabe der Romane Lemonniers in deutscher Uebersetzung begonnen wurde (in Axel Junfers Verlag), läßt hoffen, daß auch bei uns sich ein Publikum für seine echte und bereits historisch gewordene Kunst finden wird. Er war reiner Epiker, seine Dramen sind mit Ausnahme einer verunglückten Maeterlinckade nur Bearbeitungen seiner Prosaerwerke. Treffliches hat er als Kunstkritiker geleistet und das Schaffen der großen Niederländer wie der großen modernen Naturalisten in Worten nachgedichtet.

Dr. Paul Landau.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Das vorherrschende Grün in der Natur erfreut, wie die Natur“ schreibt, nicht nur das Herz immer wieder von neuem, sondern ist auch von ungemein wohltuender Einwirkung auf die Sehkraft des Auges. Wenn man ermüdet von langer Schreib-, Näh- oder anderer Arbeit, die fast ununterbrochenes Schauen auf einen Punkt erfordert, die Augen auch nur kurze Zeit ablenkt und in die Weite, vornehmlich aber über saftiges Grün gleiten läßt, dann erholt sich der überanstrengte Seher schnell wieder. Das Brennen der Augen läßt nach, der Druck, der sich meist bei Ueberanstrengung auf der Stirn einstellt, verschwindet, und die Sehkraft, die sich mehr oder weniger vermindert hatte, nimmt wieder zu.

Wenn nun freilich die Behandlung erkrankter Augen nicht allein durch viel Aufenthalt im Grünen, draußen im Freien, geheilt werden kann, so ist damit doch einer ernstlichen Augenkrankheit vorzubeugen, wenn nur allein Uebermüdung des Sehnervs durch zu viele und angestrengte Näharbeit verschuldet wurde und keine organischen Fehler desselben vorliegen. So hat z. B. der Augenspezialist Frömmner festgestellt, daß seine Patienten bei ständigem Aufenthalt im Freien und Beschäftigung mit Gartenarbeit sich bald von ihren Augenleiden erholten, sobald sie nur in einer Schwächung der Sehkraft bestanden. Er unterstützt diese Kur nur durch entsprechende reizlose Kost, kräftigende Pflege des ganzen Körpers durch Abreiben und durch spezielle kühle Augenbäder von drei Minuten Dauer bei 20—28 Grad Celsius. Aber den wohlthätigsten Einfluß auf die Augenerven hat nach seiner Ansicht das Freihalten des Kopfes von jeder Bedeckung. Er ist der Meinung, daß beim Wandern und beim Aufenthalt im Freien, sofern nicht die Augen des Gutes gegen die blendenden Strahlen der Sonne bedürfen, mehr „mit dem Gute in der Hand“ oder besser noch „ohne dieses lästige Nebel der Kultur“, wie er die Kopfbedeckung nennt, die Menschen sich zeigen sollten, dann würde nicht nur der Kopf frei von jedem Druck, sondern das Auge auch gesund und gebadet von allen Schädigungen, die die Anforderungen des Berufes ihnen zufügen. Er behauptet, daß manche Brillen zur Verstärkung der Sehkraft auch im höheren Alter überflüssig wäre, wenn die Menschen es sich angelegen sein ließen, jede freie Minute draußen in der Natur zuzubringen und die Augen sich satt sehen zu lassen an dem frischen Grün in Feld, Wald und Wiesen.

Kulturgeschichtliches.

Die Geschichte der Schürze. Die Schürze, die heute ein so unentbehrliches Element der Frauentracht ist, muß geschichtlich als das Ueberbleibsel eines ganzen Leberkleides aufgefaßt werden. Die erste Form, in der wir in der Geschichte unserer Moden einem schürzenähnlichen Gewand begegnen, ist der mittelalterliche „Sorlet“, ein Kleid ohne Ärmel, das, wie die Limburger Chronik aus dem Jahre 1349 berichtet, „an den Seiten unten aufgeschlitzt und gefüttert war, mit Bund im Winter und mit Zindel im Sommer“. Es war eine Art Schutzkleid für die losbare eigentliche Toilette, deren Ärmel und unterer Teil unter dem Sorlet zu sehen waren und die Pracht des Hauptkleides ahnen ließen. Diese Sitte des 14. Jahrhunderts hat sich in der Volkstracht, die ja an alten Traditionen so zäh festhält, noch lange behauptet. Der Unterrock ist hier vielfach das gute Stück der Kleidung geblieben, während der Oberrock die Stelle der Schürze vertrat. Durch Aufschürzen dieses Unterkleides, durch Anbringen weiter offener Schlitze sorgte man dafür, daß das Brunnstück gesehen wurde. Eine deutliche Erinnerung an diese alte Mode, der schon die Burgfrauen der Minnesängerzeit gehuldigt, liegt darin, daß in den Mundarten der Unterrock einfach Rock genannt wird, während der eigentliche Rock vielfach noch ausdrücklich als „Schürztuch“ bezeichnet wird. Es ist schwer zu sagen, wann dieses den ganzen Leib bedeckende Kleidungsstück sich in die Formen unserer Schürze umwandelte.

Seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts tritt eine eigenartige Doppelschürze auf, die den Uebergang vom Sorlet zu unserer Schürze darstellt. Der ärmellose Rock reicht nur noch bis über die Brust und ist zu beiden Seiten aufgeschnitten, so daß er in zwei getrennte Teile zerfällt. Diese dicht und gleichmäßig gefalteten Schürzen sind durch über die Schultern weglaufernde Bänder miteinander verbunden. Das Ganze ähnelt bereits einer jener großen Arbeitsschürzen, wie sie auch noch in Gebrauch sind. Dies praktische Kleidungsstück ward wohl zunächst nur von den unteren Ständen getragen. Auf den Bildern des 15. und 16. Jahrhunderts ist es ein Abzeichen der Bäuerinnen, die an Festtagen dann auch die hintere Schürze weglassen und nur die vordere, also eine einfache Schürze in unserem Sinne anlegten. In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ist dann die einfache Schürze bereits ein stehendes Stück der weiblichen Tracht geworden, und die Mode ist eifrig an der Arbeit, aus diesem schlichten Gebrauchsgegenstand ein anmutiges Schmuckstück zu machen. Durch feine Fästelung und eleganten Besatz erhalten sie Fassion und Grazie; sie steigen nicht mehr über die Arme hinauf, sondern sind als niedliche Lätzchen am Taillenbund befestigt. Sie werden aus feinstem Weißzeug gefertigt, aus schwarzer, schwerer Seide oder aus leichterem Lasset, sind mit farbigen Streifen verziert, mit bunten Stickereien bedeckt, von Spitzen überzogen oder in durchbrochener Arbeit ausgeführt. Democh behält die Schürze immer den Charakter des Hausfraulichen.

Einen eigentlichen Triumph der Mode erringt sie erst in ihrer kurzen, zierlichen und koketten Form als „Tändelschürze“ des Rokoko, „mit Spitzen, Kanter, Zäcklein frisiert und umstochen, bogentweife ausgeschlungen, mit oder ohne Saum, auch öfters blinden Saum, mit Bündlein aufgeseyet oder nur mit einem Bande durchzogen, weiß, blau oder bunt, mit oder ohne Laç“, wie sie das Frauenzimmerlexikon des Amaranthes beschreibt. Marie Antoinette war eine besondere Freundin dieser Tändelschürze. Ihre Hofdamen wehrten sich trotz der elegantesten Ausföhrung eine Zeit lang noch gegen diese „Bauerntracht“. Das Empire versuchte dann noch einmal weite „Schürzgroben“ zu bringen, die über der Achsel mit Bändern festgehalten und hinten offen, nur mit Bändern zugeknüpft waren. Doch bald trat die Schürze wieder in ihre Rechte als die weiße Laçschürze der Wiedermeierzeit.

Aus dem Tierreiche.

Eine nützliche Insektenfamilie. Wenn man den Insekten etwas Gutes nachsagen will, ist man mit der Aufzählung ihrer nützlichen Vertreter gewöhnlich bald zu Ende. Manche Familien stehen freilich turmhoch in der Achtung des Menschen, wie namentlich die Bienen und die Seidenraupen, und diesen Gruppen sind außerdem manche Blattläuse anzureihen, die durch Erzeugung von Lack, Wachs und ähnlichem wertvolle und fast unentbehrlich gewordene Stoffe liefern. Dafür sind die Schäden und Gefahren, die von dem Geschmeiß der Mücken, Fliegen und der mannigfaltigen Arten von Ungeziefer verursacht werden, so vielseitig und empfindlich, daß der Mensch auf die Ausnutzung der Tugenden anderer Insekten gern Verzicht leisten würde. Immerhin ist die Vernichtung auch nur einzelner Insektenarten eine Sisyphusarbeit, deren Vollendung gar nicht in Frage steht. Da mag man sich denn mit der Erkenntnis trösten, daß es auch viele Insektengeschlechter gibt, die in ihrer Nützlichkeit verkannt werden. Das gilt z. B. fast ohne Ausnahme von dem Volk der Spinnen.

Es ist aber auch zu berücksichtigen, daß zahlreiche Insekten an einer Beseitigung faulender Stoffe arbeiten und dadurch einen unberechenbaren Vorteil bringen. Zu diesen Wohltätern gehört die Familie der Moderkäfer. Von ihr sind über 4000 Arten bekannt, die zum größten Teil Bewohner Europas sind. Es sind teils kleine, teils recht ansehnliche Käfer, deren mannigfaltige Eigenschaften und Lebensgewohnheiten dem Naturforscher ein unerschöpfliches Feld des Studiums darbieten. Sie sind fast immer an der Kürze der Flügeldecken zu erkennen, die nur wenig auf den Unterleib übergreifen, und erhalten dadurch eine gewisse Ähnlichkeit mit den Ohrwürmern, von denen sie aber sofort an dem Fehlen der mit Unrecht gefürchteten Zangen zu unterscheiden sind. Die Kleinheit der Flügeldecken sichert den Käfern eine außerordentliche Beweglichkeit, vermöge derer sie den Körper in allen Richtungen drehen und biegen können. Die Mundwerkzeuge sind kräftig entwickelt. Die Bauart der Fühler deutet auf einen scharfen Geruchssinn, den die Tiere brauchen, um die Stellen ausfindig zu machen, wo verweste Tier- oder Pflanzenleichen ihrer Arbeit harren. Zuweilen bemächtigen sie sich auch lebender Insekten. Ein besonderes Lob verdienen einige Arten, die unter den Baumrinden auf die Larven anderer Käfer Jagd machen. Einige der Moderkäfer, die insgesamt auch den Namen der Kurzflügler führen, stehen in einem eigenartigen Verhältnis zu gewissen Ameisen, mit denen sie aber in durchaus freundschaftlichem Verhältnis leben. Sie werden in ihren Nestern willig geduldet und geben ihnen im Austausch ihrer Vorteile, die sie daraus ziehen, einen süßen Saft, der aus den Drüsen ihres Leibes austritt und von den Ameisen genascht wird. Noch andere Arten schlagen ihr Heim im Fleisch von Pilzen auf. Wenn man manche große Pilze abschlägt, kann man ganze Kohorten der kleinen Käfer daraus hervorkriechen sehen. Die Moderkäfer sind mit tüchtigen Verteidigungswaffen ausgestattet. Abgesehen von ihren starken und spizen Kiefern, mit denen sie sich auch in die Menschenhaut tief einzwickeln können, geben sie gereizt eine schwarze, scharfe Flüssigkeit von sich, deren Geruch aber nicht immer unangenehm ist. Außerdem versuchen sie durch Aufrichtung des Hinterleibes einen Gegner in Schrecken zu jagen. Der Landwirtschaft und Hygiene leisten sie durch die Verarbeitung fauliger Stoffe große Dienste und sollten daher nicht verfolgt, sondern geschützt werden. Sie sind in dieser Hinsicht den größeren Mistkäfern mindestens gleich zu schätzen. Auch die Perlejung, die sie an den Pilzen zuwege bringen, ist anzuerkennen, da sie die Entwicklung vieler Gerüche, die mit der Verrottung dieser Gewächse verbunden zu sein pflegt, verhüten.

Die größten Moderkäfer werden 2—3 Zentimeter lang. Sehr gewöhnlich sind sie auf den Feldern anzutreffen, wo der Volksmund sie wegen ihrer schwarzen Farbe mit dem Titel eines Teufels belegt hat. Eine bestimmte Art hat noch die besondere Gewohnheit erworben, aus Rosenblättern nach einer mikroskopischen Milbe zu jagen. Somit stellen die Kurzflügler insgesamt eine Insektenfamilie dar, der fast nur Gutes nachzusagen ist.

Erdkunde.

Ein sonderbarer Flußlauf. Der Lauf des französischen Flusses Eure bietet eine merkwürdige Besonderheit dar. Zwischen den Wäldern von Longuy und der Fertsé-Bidome entspringend, läuft er von seiner Quelle bis nach Thivars, 50 Kilometer lang in südöstlicher Richtung. Dann wendet er sich plötzlich jäh nach Nordosten zurück und wendet sich darauf nach Nordwesten, parallel mit dem Tal der Seine. Der untere Lauf dieses Flusses verfolgt gerade also die entgegengesetzte Richtung des oberen. Nach den Beobachtungen des französischen Gelehrten François Bouché, die er in der Pariser Akademie der Wissenschaften mitteilte, beruht diese Anomalie des Flußlaufes darauf, daß die heutige Eure zum Teil durch den früheren oberen Lauf der Loire gebildet wird, den sie zu ihrem Vorteil aufgefangen, also gleichsam verschluckt hat. Ein solches geologisches Phänomen ist eine große Seltenheit. Es lassen sich nur einige analoge Beispiele aufzählen; eins der interessantesten ist die Aufnahme der Mosel durch die Raas in einer langurückliegenden Gasse, da diese beiden Flüsse noch direkt untereinander in Verbindung standen.